

Klein-Erika.

Originalerzählung von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

Mir kam ein Argwohn. Ich sah dem jungen Mädchen tief in die Augen. „Du traust Dir selber nicht die Kraft zu, um meinetwillen die Feindseligkeiten meiner Schwester ertragen zu können?“ fragte ich sie beinahe strenge. „Du liebst mich zu wenig, als daß Du Gabrielens Ungerechtigkeiten nicht jetzt schon überdrüssig wärest?“

Sie richtete sich auf und sah mich mit einem Ernste an, der weit über ihre Jahre hinausging. „Wenn Du so denkst, dann sprechen wir nie wieder davon, dann ist mein Platz für immer an Deiner Seite!“ erklärte sie beinahe feierlich. Gleich aber setzte sie mit echt mädchenhafter Innigkeit hinzu: „Muß ich Dir's beschreiben, wie glücklich Du mich machst? Bei Dir sein ist ja mein Wunsch und meine Freude!“

Ich küßte sie auf den frischen Mund. Und dann sprachen wir wirklich nicht wieder von der Möglichkeit einer Trennung.

Im Hause aber wurde es immer schlimmer. Guido hatte nie zu heucheln verstanden. Er wußte es auch jetzt nicht zu verhehlen, daß ihm meine Erika gar außerordentlich gefiel, daß sein Interesse für sie immer lebhafter und inniger wurde. Er erwies ihr alle jene zarten kleinen Aufmerksamkeiten, durch die ein feinfühliger und gebildeter Mann so leicht ein Mädchenherz zu bestricken versteht. Erlaubte sich seine Mutter böswillige Ausfälle gegen die immer sanfte und gefällige Erika, dann nahm er offen ihre Partei und verteidigte sie so glänzend, daß Gabriele besiegt die Waffen strecken mußte, freilich aber immer mehr in ihrer grundlosen Feindseligkeit bestärkt wurde. Er las mit seiner früheren Schülerin die deutschen Klassiker und wußte ihr dabei immer das Schönste, Sinnigste und zugleich Harmloseste in die Hände zu spielen. — Es war ganz klar ersichtlich, wie sehr es ihm am Herzen lag, den reinen Spiegel ihres Gemütes in vollster Ungetrübtheit zu erhalten. Dieses innige und dennoch so unbefangen unschuldige Verhältnis zwischen den beiden jungen Menschen hätte sich wohl noch gar lange in unverfänglichen Grenzen erhalten, ohne Gabrielens ungeschicktes und unzartes Eingreifen, die durchaus den beinahe noch unbewußten schönen Seelenbund von Grund auf zerstören wollte. Für sich allein beanspruchte sie Guidos Neigung und Aufmerksamkeit, nicht den geringsten Anteil davon wollte sie irgend einem anderen überlassen. Zeigte sie sich doch eifersüchtig auf jeden Beweis von Achtung und Dankbarkeit, den er mir, seiner Tante, ablegte, um wie viel mehr mußten sie die unzähligen Gefälligkeiten erzürnen, in denen er Erika gegenüber wahrhaft unerschöpflich und unermüdlich war.

Täglich gab es irgend eine widerliche Scene. Bald nannte sich meine Schwester verlassen, mißachtet von ihrem Sohne und dann waren Thränen, zärtliche Vorwürfe und endlose Klagen an der Reihe. Bald erklärte sie, unser aller nicht zu bedürfen. Sie werde niemals um Liebe betteln und sie verzichte auf Freundlichkeiten, die man ihr nur gezwungen und aus Mitleid wie ein Almosen hinwerfe. In solchen Augenblicken gebärdete sie sich als Tiefbeleidigte und würdigte uns keines Wortes oder Blickes, sondern schlug nur die Thüren zu, daß es durchs ganze Haus dröhnte und jedes Geräte wurde in ihrer Hand zur Lärmtrommel, um ihren Unwillen und ihren gekränkten Egoismus laut der ganzen Nachbarschaft zu verkünden. Es kam ihr wohl nicht ein einziges Mal der Gedanke, ich könnte ihres Gebahrens müde werden und mich ihrer entledigen, jetzt, da sie gesund war und keine Ansprüche mehr an meinen unbedingten Opfermut zu erheben hatte. Sie hatte mich eben, sie wußte, daß ich sie niemals von mir weisen würde, so lange sie noch irgendwie meiner bedurfte und sei's auch nur in pekuniärer Beziehung. Guido war's, der einmal über diesen Punkt mit mir zu sprechen anfing, wenige Worte nur, aber solche, die ihm Ehre machten.

„Habe nur noch einige Monate Geduld, meine liebe Tante, dann soll all Deine Unruhe und Last ein Ende haben. Ich hoffe bald so viel zu verdienen, daß ich mir ein Daheim gründen und meine Mutter zu mir nehmen kann. Denn es ist Zeit, Dir diese schwere Bürde abzunehmen. Du hast sie über Deine Kräfte und über jede menschliche Geduld hinaus getragen.“

Maitrank.

Waldmeister steckt sein Köpfchen heraus,
Das lustige Waldmeisterlein:
Dann pflücken wir bald einen vollen Strauß,
Dann trinken wir Maienwein;
Und trinken wir lustigen Maienwein,
Sind auch die Lauben grün;
Wie glänzend wallt der goldne Rhein,
Wie rot die Röslein blühn!

Und glüh'n die Röslein rosenrot,
Dann fügen wir Paar an Paar;
Die blüh'n — o seliger Liebestod! —
In des Mägdleins lockigem Haar.
Mein Mägdlein glüht wie von jungem Wein,
Schaut süß verwirrt mich an —
Soll das nicht der nahende Frühling sein,
Hilf Gott, was ist es dann?

Alexander Kaufmann.

Und wirklich, ein halbes Jahr später eröffnete uns der junge Doktor der Rechte seinen Plan, eine kleine Vorstadtwohnung zu mieten und mit seiner Mutter dahin zu ziehen.

„Fürs erste verdiene ich freilich noch wenig," fuhr er in seinen Auseinandersetzungen fort. „Wir werden ein wenig sparen müssen. Aber meine gute Mama wird mir helfen darin. Und gewiß, fehlen soll's Dir an nichts. Ich habe ja die besten Hoffnungen für die Zukunft, da es mir gelungen ist, gleich durch mein erstes öffentliches Auftreten in der Welt Aufmerksamkeit und Sympathien zu erwecken!"

Da fiel Gabriele mit harter Betonung ein: „Die besten Hoffnungen — das ist freilich eine ganz schöne Sache, aber man bekommt nicht einmal ein Stück Brot dafür. Ich bedanke mich, bei Dir auf Klienten zu warten und inzwischen am Hungertuch zu nagen. Und von einer kleinen Wohnung will ich schon gar nichts wissen. Ich war von jeher an viele und weite Zimmer und an großartige Verhältnisse gewöhnt. Ich mag mich in meinen alten Tagen nicht mehr auf eine andere Lebensart und auf Gott weiß welche Beschränkung einrichten. Nein, für Deinen Teil kannst Du ja machen was Du willst, ich aber bleibe hier, wo ich jede Bequemlichkeit und jeden Komfort zur Verfügung habe."

Guido errötete gleich einem jungen Mädchen über den Mangel an Zartgefühl, den seine Mutter so ungescheut entwickelte.

„Du lebst aber hier auf Kosten Deiner Schwester," murmelte er beschämt. „Und sie ist schon seit langer, langer Zeit viel zu großmütig gegen uns gewesen, als daß wir ihre Güte nun noch ferner mißbrauchen dürften."

Meine Schwester wendete sich ganz erstaunt nach mir um.

„Ich glaube kaum, daß auch Du so denkst, Karoline!" sagte sie unverfroren. „Was würdest Du anfangen in dem großen Hause so ganz allein —"

Ich konnte nicht anders, ich mußte sie unterbrechen. „Ich bin nicht allein — es ist ja Erika bei mir!"

Doch ganz unbeirrt fuhr meine Schwester fort. „Ach — das Kind — das zählt doch nicht! Mit dem kannst Du doch kein vernünftiges Wort reden. Es ist ja ein wahres Glück für Dich, daß Du Verwandte hast. Denn so ein armes, einsames, altes Mädchen wie Du weiß sonst gar nichts mit dem Leben anzufangen. Oder rate ich etwa schlecht — wünschest Du am Ende gar meine Entfernung aus Deinem Hause?"

Ich besann mich einige Sekunden lang auf eine passende, ausweichende Antwort.

„Ich begreife wohl, daß Guido Verlangen trägt, sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen und seine Mutter zu sich zu nehmen," erwiderte ich endlich. „Ich würde sehr gerne auch einen Beitrag leisten, damit ihr ohne Sorge und in aller Bequemlichkeit leben könnt. Auf einige tausend Gulden soll's mir dabei jährlich nicht ankommen. Mein Vermögen ist nicht mehr so bedeutend wie einst, ehe — wir so viel herumreisten. Doch für Dich und Guido bringe ich gerne jedes Opfer!"

Hier unterbrach mich Gabriele, indem sie in lautes Weinen ausbrach.

„Ich sehe nun klar, Du willst mich nur los werden. So also kann eine Schwester an der anderen handeln? Und Du weißt doch, wie ich Dich liebe und wie ich an Deine Nähe gewöhnt bin. Und nun weisest Du mir ohne Erbarmen ganz offen die Thüre!"

„Gabriele, Du übertreibst!" rief ich, zwar ungerührt durch ihre Thränen, aber doch befürchtend, ich möchte die schwesterlichen Pflichten zu sehr außer Augen gelassen haben. „Ich weise Dir keineswegs die Thüre — wenn Du bei mir zu bleiben wünschest, mir soll es immer lieb und angenehm sein. Ich glaube, Dir bewiesen zu haben, daß mir Dein Wohl nahe am Herzen liegt."

Es folgten nun Umarmungen, Küsse, Beteuerungen innigster Dankbarkeit und grenzenloser schwesterlicher Liebe, die mich ganz merkwürdig kalt ließen. Wußte ich doch sehr genau, was ich von Gabrielens Neigung für mich zu halten hatte.

Guido stand bei dem Alten mit einem verlegenen, kummervollen Gesichte. Welche Qual mochte der rücksichtslose Egoismus Gabrielens seinem selbstlos und edel empfindenden Herzen nun bereiten.

Später, als er mir allein auf der Treppe begegnete, entschuldigte er sich mit gesenktem Auge und verschleierter Stimme:

„Tante Lina — es ist nicht meine Schuld, wenn es weiter so fortgeht — ich habe Dich erlösen wollen — ich meinte es so gut mit Dir. Aber Du hättest mir helfen sollen und klar sagen, daß Mama zu mir ziehen muß. Dann hätte sie keine andere Wahl gehabt, als sich zu fügen!"

Ich drückte ihm herzlich die Hand.

„Ja, Du hast es gut gemeint, mein Junge. Aber gewisse Rücksichten lassen sich eben nicht abschütteln, wenn sie auch zuweilen ein wenig drückend werden. Und übrigens — ich muß Deine Mutter ertragen — dafür habe ich indessen auch Dich. Und das ist eine Art von Entschädigung für mich. Es muß also wohl alles beim Alten bleiben, Du siehst, es geht nicht anders!"

Und es blieb beim Alten. Versteckter Groll und offene Feindseligkeit, kleinliche Nadelstiche und grobe, jähe Angriffe wechselten in bunter Reihe ab bei dem unvermeidlichen Verkehre Gabrielens mit meiner armen Erika. Wie das wohl noch enden sollte?

11.

An Erikas sechzehntem Geburtstage, für den ich einige festliche Vorbereitungen getroffen hatte, ließ mich Guido schon zeitlich morgens um eine Unterredung unter vier Augen bitten. Ich war recht neugierig, was er mir wohl so Eiliges und Wichtiges mitzuteilen hätte, fühlte aber dann doch keine gar zu übermäßige Ueberraschung in mir, als er mich einfach befragte, ob ich seine — Verlobung mit meiner Pflegetochter billigen und segnen würde?

„Erika ist nur noch etwas gar zu jung!" das war die einzige Einwendung, die ich seinen ängstlich bittenden Augen gegenüber zu erheben wagte.

Er nickte ruhig zustimmend mit dem Kopfe.

„Das weiß ich wohl, meine liebe Tante," bemerkte er mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme. „Und befänden wir alle uns in einer anderen, weniger drückenden Lage, so würde ich dem lieben Kinde gewiß noch einige Jahre jungfräulicher Freiheit und Fröhlichkeit gegönnt haben. Leider aber habe ich keine Zeit zu warten. Unsere Situation wird mit jedem Tage unerträglicher und ich kann es nicht zugeben, daß Du und Erika, ihr beiden guten, edlen Seelen, noch länger die — Opfer meiner Mutter bleibt. Euch zu erlösen giebt es aber nur zwei Wege: entweder muß Erika oder meine Mutter fort aus diesem Hause. Du arme Tante schrickst ängstlich vor dieser Wahl zurück. Die Schwester von Dir zu weisen, verbietet Dir Dein Zartgefühl und Deine Großmut. Noch undenkbarer aber wäre es Dir, Dein liebes Pflegekind schutzlos hinaus in die weite Welt zu stoßen. Nun komme ich mit meinem Vorschlag: übergieb Klein-Erika meiner Hut und Sorgfalt, führe Du selber sie mir als liebe Frau ins Haus. Dann ist jede Schwierigkeit gelöst, meine Mutter wird sich angesichts einer unabänderlich vollzogenen Thatsache doch endlich zufrieden geben. Und wenn sie zeitweise trotzdem wieder ihren schlimmen Launen unterliegt, so flüchtest Du eben zu Erika und mir. Bei uns wird Dir immer eine friedliche Stätte bereitet sein, wie Du sie für Deine Thätigkeit bedarfst. Und sorge nicht, daß Erika noch gar zu sehr Kind ist. Es lebt ein tiefer, sittlicher Ernst in dem kaum erwachsenen Mädchen, den man selbst bei reifen, erfahrenen Frauen oft vergeblich suchen würde. Und übrigens, je jünger die Gattin, desto biegsamer und bildungsfähiger ist sie auch; der Mann kann sie sich erziehen, wie sein Herz und seine Lebensverhältnisse es bedingen. Auch pekuniäre Hindernisse stehen meiner Verheiratung nun nicht mehr im Wege. Auch ohne Deine gütige Hilfe bin ich nun Gott sei Dank im stande, meine Frau anständig zu versorgen. Nun, Tante Lina, wirst Du zu meinen heißen Wünschen ein freudiges „Ja" sagen?"

„Du liebst meine Erika wirklich?" fragte ich bedenklich. „Du willst sie doch am Ende nicht gar aus Rücksicht für mich heimführen?"

Er lachte laut auf und schloß mich innig in seine Arme.

„Tantchen, Tantchen, bist Du denn wirklich so kurzsichtig, Du, die ja in den Menschenherzen jedes Geheimnis ergründen sollte? Merkst Du denn gar nichts, wie sehr mir's Deine liebe Pflegetochter angethan hat? Nicht leben möchte ich ohne sie. Und glaube mir, alle Vernunftgründe, die ich für unsere baldige Verbindung angeführt habe, sind nichts weiter, als listige Vorwände, hinter denen sich meine heiße, unbegrenzte Liebessehnsucht vor mir selber versteckt."

„Und Erika — hast Du schon mit ihr gesprochen? Hast Du sie für Deine Wünsche gewonnen?"

Er nahm meine Hand und blickte mir tiefinnig in die Augen.

„Nein, das habe ich nicht gethan, liebe Tante!" antwortete er. „Du bist von jeher so unendlich gut gewesen gegen mich; sollte ich Dir zum Lohne dafür hinterrücks Dein liebstes Kleinod stehlen? Nein, da sage ich lieber ganz offen und auf Deine unerschöpfliche Großmut bauend: ‚Schenke es mir, Tante Lina, ich will es hoch und heilig halten, als mein bestes Gut, als meine liebste Freude!'"

Ich konnte nun weiter keinen Zweifel und keinen Einwand erheben. Kam Guidos Bitte ja doch meinen eigenen Wünschen und Träumen entgegen. Hatte ich nicht in den beiden schon ein künftiges glückliches Paar gesehen, als sie noch harmlose Kinderspiele miteinander trieben.

„So nimm sie denn hin, Du kecker Räuber Du, der in aller Frühe daherkommt, mir die Pistole an die Brust zu setzen," gab ich meine Zustimmung, die aufsteigende Rührung unter einem scherzhaften Wesen verbergend. „Vorausgesetzt natürlich, daß mein kleines Mädchen Dich mag. Wie bin ich doch begierig, zu erfahren, ob die süße Unschuld schon „ihr Herz entdeckt" hat?"

„Darf ich gleich jetzt gehen, sie darnach zu fragen?" schmeichelte mein Herr Neffe in seinen allersanftesten Tönen.

„Meinetwegen, Du Schelmenjunge. Aber ich bitte mir's aus, daß Du sie mir nicht gar zu heftig erschreckst. Ich glaube, sie er-

wartet des Himmelseinsturz weit eher, wie einen Heiratsantrag von Dir!"

Er küßte stürmisch meine beiden Hände und hinaus zur Thüre war er — ich hörte ihn in fliegender Hast die Treppe hinabeilen. Ich trat in mein Schlafzimmer, dessen Fenster in den Garten blicken ließen. Ich wußte, daß Guido meine Erika dort suchen und — finden würde. Und wirklich — dort saß sie auf ihrem Lieblingsplätzchen unter der breitästigen Linde, deren sonnendurchschimmerte Zweige wundersam goldige Reflexe und bewegte Schatten über ihr liebliches Antlitz hinzittern ließen. Sie trug ein einfaches weißes Kleid, züchtig bis an den Hals hinauf geschlossen. Im Gürtel einen Strauß von blassen, späten Rosen. Sie mußte offenbar schon eine Handarbeit vorgehabt haben, denn neben ihr lag ein kleiner Stickrahmen und bunt durcheinander gemischte Seide. Aber das goldbraune Lockenköpfchen hatte sich gedankenvoll gesenkt, Nadel und Schere waren aus ihrer Hand geglitten. Und nun träumte sie, wie eben nur so ganz junge Mädchen vor sich hinträumen können, mit einem süßen, seligen Lächeln auf den frischen Lippen.

Warum aber schrak sie plötzlich so heftig aus ihrem Sinnen empor? Weshalb färbte jähe Purpurröte ihre Wangen? Und was sollte die Bewegung ihrer Hand nach dem Herzen bedeuten, als habe ein elektrischer Schlag dasselbe durchzittert?

Sie hatte wohl die eiligen Schritte vernommen, die sich ihr näherten und diese Schritte erkannt. O — also auch diese Kleine verstand schon zu heucheln und ein ganz klein wenig Komödie zu spielen? Wie hastig sie ihre Arbeit wieder aufnahm, als hätte sie niemals müßig vor sich hin geträumt. Wie fest sie ihre Augen auf den Stickrahmen geheftet hielt; weder der eilig des Weges herkommende Jüngling, noch die ganze übrige Welt schien ihre Aufmerksamkeit davon ablenken zu können.

Nun stand er ziemlich nahe bei ihr. O, die Heuchlerin, sie rührte sich noch nicht. Er mußte ihren Namen nennen; ganz deutlich hörte ich seine Stimme zu mir herüberklingen. Da hob sie das glühende Gesichtchen und nickte einen flüchtigen Gruß, anmutig und zurückhaltend. Er setzte sich ohne Umstände zu ihr auf die Gartenbank; sie rückte ein wenig von ihm zurück und legte die Schere zwischen ihn und sich selber. Dann begann sie wieder eifrig zu sticken, als ob der für mich bestimmte Uhrbehälter noch heute fertig werden sollte.

Guido lächelte, zugleich gutmütig und überlegen; er schien die kleinen Manövers eines befangenen Mädchens, das seine Verlegenheit unter einem angenommenen sorglosen Wesen zu verbergen strebte, gar wohl zu durchschauen. Er nahm die Schere in die Hand, legte sie wieder hin und wußte jetzt ganz ersichtlich doch auch nicht recht, wie er die innig gewünschte Unterredung beginnen sollte. Endlich mußte ihm doch ein erlösender Gedanke gekommen sein. Das Auge unverwandt auf Erikas nun wieder gesenktes Antlitz gerichtet, fing er zu sprechen an. Und bald strömten ihm die Worte gar leicht und eindringlich von den Lippen; seine Züge belebten sich, immer näher rückte er dem ängstlich zurückweichenden Mädchen, endlich wagte er es gar, seine Hand, nur wie zufällig, auf ihren Arm zu legen. Sie konnte nun nicht mehr weiter zur Seite rücken; sie saß ja schon am äußersten Endchen der Gartenbank. Wie hilfesuchend sah sie um sich und als niemand kam, sie aus der Verwirrung zu erlösen, schien ihr Blick den jungen Mann selber um Schonung anzuflehen. Er aber kannte sichtlich kein Erbarmen mehr; immer dringender sprach er in sie hinein, erfaßte und küßte ihre Hände. Und da — was war das? So schnell ergab sich die jungfräuliche Festung dieses Mädchenherzens dem keck anstürmenden Eroberer? Er hatte Erika um irgend etwas befragt, denn sie nickte kaum merklich mit dem Kopfe. Und gleich darauf sank dieser Kopf selber langsam, wie von überseligen Gedanken schwer, an Guidos Achsel. Jetzt aber ging das Schwätzen erst recht an.

Ich verlor die Geduld darüber und setzte mich an meinen Schreibtisch. Wenn ich nur auch hätte arbeiten können. Das Glück der beiden jungen und mir so teuren Wesen machte auch meinen Kopf wirbelig. Und doch war mir's zugleich wehe zu Mute — warum habe ich solche Freuden nicht in mir selber kennen lernen dürfen? Warum war mir's beschieden, gar so einsam durchs Leben zu gehen? Wurde mir nun nicht auch Erika wieder genommen? Und ich mußte sie noch mit froher, zufriedener Miene hingeben, weil sie ja des Weibes eigentlicher Bestimmung entgegenging. Durfte mir auch nur die Versuchung kommen, sie egoistisch für mich selber behalten zu wollen? Und nicht zuletzt nahte sich mir der Gedanke an meine Schwester, um mich zu quälen. Was würde sie zu dem Entschlusse ihres Sohnes sagen? Meine Nerven erbebten im voraus bei der Vorstellung unvermeidlicher aufregender Scenen. Ich mochte schließlich gar nicht mehr denken und in die Zukunft schauen. Gewaltsam zwang ich mich, eine vor kurzem beendete Erzählung durchzulesen.

Da klopfte es an meine Thüre. Ich wußte, wer mir die hochwillkommene Störung bereitete. Zwei junge strahlende Menschenkinder waren es, die mich in überwallender Seligkeit in die Arme schlossen. Und ein Augenblick süßen Vergessens kam über mich, des Vergessens, daß — ich nie selber glücklich gewesen.

12.

Es war spät abends — noch ahnte Guidos Mutter nichts von dessen Verlobung. Wir hatten den Tag noch in wenigstens beziehungsweisem Frieden verleben wollen; mochte nachher offener, unerbittlicher Kampf erfolgen, Erika sollte an ihrem Geburtsfeste lächeln und fröhlich sein. Ich hatte, um diesen Zweck zu erreichen, nicht nur das Geburtstagskind, sondern auch Gabriele reichlich beschenkt. Nicht nur Kuchen, Bonbons und andere Süßigkeiten ließ ich in das Zimmer meiner von jeher etwas genäschigen Schwester tragen, auch prächtige Topfpflanzen kaufte ich für sie und einen Goldfischchenbehälter mit Springbrunnen, den sie sich längst gewünscht. Da mußte sie mir doch wohl eine freundlichere Miene wie gewöhnlich zeigen und sich damit begnügen, Erika einfach zu ignorieren, statt sie zum Zielpunkte gehässiger Angriffe zu machen, was sonst nur allzusehr an der Tagesordnung war. Wir hatten also einen schönen, bedeutsam feierlichen Tag hinter uns, für uns drei heimlich Verbündete noch geschmückt durch das zarteste Geheimnis und Einverständnis. Vor dem Schlafengehen wollte ich nun noch ein wenig mit Erika plaudern; es verlangte mich, einen tiefen Blick in diese reine, bräutliche Mädchenseele zu thun. Ich nahm sie deshalb mit mir in mein Zimmer — sie zog sich einen Schemel zu meinen Füßen hin, ihr altes Lieblingsplätzchen, und legte den Kopf auf meine Kniee.

„Nun, wie ist Dir zu Mut, Du kleine Braut?" fragte ich, ihre Locken streichelnd.

Sie barg das heißerglühende Antlitz in den Falten meines Kleides und leise, gleich dem Hauch halb eingeschlummerter Abendlüfte, klang es zu mir herauf:

„Mir ist, als wäre ich in einem Traum befangen, als müßte ein plötzliches Erwachen folgen und all mein unermeßliches, unverdientes Glück zerstören. Ich habe nicht gewußt, daß man so selig und so bange sein kann zu gleicher Zeit. Bald möchte ich laut aufjubeln, bald wieder legt sich's wie ein grauer Schleier über meine Freude, und ich fühle meine Augen von Thränen naß werden. Manchmal befällt mich's gleich einer Unheilsahnung. Ich glaube, es ist vielleicht die Angst vor Tante Gabrielens Zorn."

„Laß mich sorgen und Guido, mein Liebling!" beschwichtigte ich sie. „Wir beide stehen Dir schützend zur Seite, niemand soll Dir Leid oder Kränkung zufügen. Noch ein wenig Geduld und Du ziehst als Herrin ein in das Haus Deines Gatten, dessen Pflicht es ist, Dir das Leben schön und leicht zu machen."

Sie hob das Gesichtchen, sah mich an und schüttelte dann zweifelnd den Kopf.

„Mir ist auch bange vor meiner hohen, ernsten Aufgabe!" murmelte sie gedankenvoll. „Was kann ich denn einem Manne wie Guido sein? Ich fühle mich noch so unfertig, so sehr der Belehrung und Führung bedürftig. Wie soll ich selber die Leitung eines Hauswesens übernehmen und die würdige Gefährtin meines Gatten sein in guten und schlimmen Tagen? Guido hat mich so sehr überrascht — ich hätte nicht „ja" sagen sollen, wenigstens nicht für jetzt. Er bürdet sich ein unerfahrenes, ungeschicktes Geschöpf mit mir auf, er kann keine Stütze in mir finden, wie er's brauchte. Ach Tante, meinst Du nicht auch, daß wir beide noch warten sollten mit — der Hochzeit, bis ich klüger und geschickter geworden bin?"

„Ganz und gar nicht meine ich das!" unterbrach ich sie lachend. „Guido will Dich gerade so haben, wie Du bist. Er wird Dich schon bilden und erziehen nach seinem Sinne. Aber Deine Zweifel, Dein bescheidenes Mißtrauen in Dich selber machen Dir nur Ehre, mein Kind! Sich selber als unfertig erkennen ist der erste Schritt zu der einem Menschen erreichbaren, verhältnismäßigen Vollkommenheit. Sei also ruhig und lasse diejenigen walten, die Dich lieben und die nichts wünschen, als Dich zufrieden und glücklich zu sehen!"

Sie neigte sich über meine Hand und ich fühlte plötzlich heiße Thränen aus ihren Augen rinnen.

„Mein Gott, was hast Du denn?" rief ich erschrocken. „Liebst Du Guido vielleicht nicht so sehr, daß Du ihn zum Gatten wünschest? Fügst Du Dich am Ende gar nur meinem Willen?"

Aber wie Guido über diese Vermutung gelächelt hatte, so that es auch Erika, während noch der feuchte Glanz verhaltenen Weinens in ihren Augen zitterte.

„Guido ist mein Stolz, mein Leben, mein alles," flüsterte sie mir schen ins Ohr. „Und gerade, weil ich ihm so unaussprechlich gut bin, scheint mir das Glück, ihn zu besitzen, gar zu groß für mich. Es überschauert mich heiß und kalt — ich würde sterben, wenn ich Guido entsagen müßte."

„Solche schwarze Gedanken sind ganz unschicklich für eine Braut!" schalt ich sie scherzhaft aus. „Zu Bett mit Dir, meine Kleine, Du bist müde und schläfrig und weißt gar nicht mehr,

was Du redest. Eine schöne Braut das, die an ihrem Verlobungstage weint und sich vor ihrem Glücke fürchtet. Morgen will ich es Guido sagen, wie verzagt Du heute warst. Er wird Dir schon gehörig den dummen Kindskopf zurechtsetzen!"

(Fortsetzung folgt.)

Maiden blush.

Von V. Herwi. (Nachdruck verboten.)

Dreißig Jahre war ich alt geworden, sozusagen eine gute Partie, denn ich besaß das vom Vater zwar nicht ererbte, gottlob, der liebe Alte lebte noch, aber doch übergebene schöne Gut dicht am Rhein, hatte es nach Beendigung der Studienjahre gern über-



Gut getroffen. Gemalt von Oskar Gräf. (Mit Text.)

nommen, widmete mich tüchtig der Arbeit, vergaß aber nebenbei nie, nach dem Schönen und Guten in der Welt Umschau zu halten.

„Nur nach den Frauen nicht," sagte der Vater bedauernd.

Er hätte es gar zu gern gesehen, wenn an dem leeren Platz im Erkerfenster, es war das Lieblingsplätzchen der geliebten Mutter gewesen, wieder eine holde Frau säße, die dem verödeten Hause neuen Reiz geben würde.

„Bei einem Menschen in Deinem Alter," pflegte er damals öfter zu sagen, „muß doch mal Liebe kommen, alles überwindende Neigung, Leidenschaft."

„Muß wohl keiner Leidenschaft fähig sein, Väterchen," lachte ich, „'s ist eben alles, um gut deutsch zu sprechen, auf die Passionen übergegangen."

„Ja, ja, Hubert, die Passionen," brummte er in den weißen Bart. „Die können einen partout beherrschen, Du hast sie für die Pferde und ich für die Rosen, denke nur, lieber Junge, alle Maiden blush sind mir ausgegangen, sie überwintern sonst so gut, habe schon an diverse Züchter geschrieben . . . siehst Du, dort drüben hinter den Taxushecken standen sie, der Frost war gewiß zu groß, schade, jammerschade."

Dann saß er über den Rosen-Katalogen, dachte eine Weile nicht an mein Heiraten. — Andere desto mehr.

Bekannte und Freunde zerbrachen sich den Kopf, ich kümmerte mich nicht darum, es war so viel müßige Neugier dabei, aufdringliche Liebenswürdigkeit mit offenen und versteckten Absichten, und wenn ich selbst einmal in nachdenkender Stunde so neugierig gewesen wäre, an das Junggesellenherz anzuklopfen, so würde ich wahrscheinlich aus dem ruhigen Pochen die Antwort herausgehört haben: „tick tack, tick tack, es ist nicht die Rechte, warte ab, warte ab, wird schon kommen. Hörst Du mich aber einmal da an Deiner linken Rocktasche, wo Du die große Brieftasche trägst, energisch klopfen, so zwar, daß die Papiere knistern, dann paß auf, tick tack, paß auf!"

Die Papiere knisterten nicht. Es blieb alles beim Alten. Einer reizenden Verwandten wurde ich vorgestellt, sie fuhr so ganz beiläufig, ganz zufällig beim Gute vorbei, sie wollte gern das Niederwalddenkmal sehen.

„Wir rechnen auf Dich und Deine Begleitung, Hubert," sagten die andern, die dabei waren, ich fuhr also mit, und bald merkte ich, sie rechnete auch, rechnete mit den gekräuselten Löckchen und mit dem Augenaufschlag, dem zierlichen Füßchen, mit ihrer Belesenheit und ihrer Wagnerschwärmerei.

„Sing' ein Lied, Lucia," bat die Mutter, als wir beim Loreleyfelsen vorbeikamen, sie war gehorsam und sang die alte Weise mit

so viel Ausdruck und Koketterie, daß es nicht den Schiffer im Gedicht allein, sondern mich selbst mit wildem Weh ergriff.

Deutlich wurde mir zu verstehen gegeben, daß sich Cousinchen in ihrem Boudoir zur Not auch goldener Kämme bedienen durfte, also Geld zu Geld, ein harmonischer Klang, wenn's auch nur in Papieren ausgezahlt werden würde.

Apropos, Papiere, knisterte da nicht etwas in der linken Tasche, pochte es darunter schneller? Ich griff heimlich mit der Hand danach . . . es ging im alten Tempo . . . es klang: „Laß Dich nicht kapern, nicht kapern, verkauf Dich nicht . . .“

Schnell zog ich die Rechte zurück aus der Brusttasche und klatschte dem schmachtenden Gesange ein heimtückisches Bravo. Dann war ich Fremdenführer, weiter nichts. Man nannte mich in jener Seitenlinie von da an nur den rheinischen Bauer.

Ein ander Mal appellierte man an meinen Edelmut, an meine Sucht, wie sie es nannten, Unterdrückte, vom Schicksal Verstoßene, zu beschützen. Es hieß . . . ein junges Mädchen, schön, talentvoll, Neigung zur Bühne, Wohltätigkeitsvorstellung 2c. Mit hydraulischer Presse wollten und sollten die rührenden Töne der „Waise von Lowood“ mein Herz zermalmen, heimlich wohnte ich in der Nachbarstadt der Generalprobe bei, fand eine äußerst befehlshaberische, determinierte Art bei dem verlassenen holden Kinde, dessen letzte Zuflucht die Bühne sein sollte, und das mir übrigens viel zu talentvoll erschien, um nur eine einzige Rolle, die der beglückenden Frau zu spielen, ich nahm einen der wiederum warnend knisternden Scheine, sandte den Betrag für dreißig Billets, verschenkte das einzige, das ich mir reserviert, und schwor mir einen Eid, diesen Raub an der Kunst nicht begehen zu wollen.

„Hubert Wildenau wird alt,“ hieß es.

„Und ungalant.“



Die neue russische Kirche in Karlsbad. (Mit Text.)
Nach einer photographischen Aufnahme von Leopold Hartmann in Karlsbad.

„Und rücksichtslos.“

Noch liebloser brach man über mich den Stab, als ich in einer Bazarlotterie den Hauptgewinn zog, der entweder in einer silberbeschlagenen Reitpeitsche oder in einem Kuß der reizenden, jugendlichen Patroneuse der Lotterie bestand und ich mich bescheiden aber ernsthaft für die Peitsche erklärte.

Damit war ich nun ganz in den Bann gethan.

Mein guter Alter wunderte sich auch über die Reitpeitsche . . . er schmunzelte, daß er den Kuß doch wohl vorgezogen hätte . . . er war auch aus der alten, guten Schule, ein Frauenverehrer, freilich, was hatte er für ein Vorbild . . . das war kein Wunder, solche Frauen, wie die Mutter eine war, gab es nicht viele.

Ich riß mich mit Gewalt aus der selbstquälerischen Stimmung.

„Vater, ich möchte auf ein paar Wochen reisen.“

„Aha, ein neues Reitpferdchen für die erworbene Trophäe,“ neckte mich der Alte.

„Nein, Vater, mein Ibrahim ist noch wacker, aber die Füchse taugen in der That nicht mehr viel, ich hätte gern einmal ein paar Percherons, wie sie drüben der Belgier, der Leroux hat. Aus dem Vlämischen hat er sie sich geholt, ich muß ohnehin fürs Geschäft den Rhein hinauf.“

Der liebe Alte war Feuer und Flamme. „Natürlich, mein Junge, natürlich, such Dir nur ein paar gute Percherons aus und hör' einmal, da im Belgischen, da sind die großen Rosenzüchter, bring' mir ein paar seltene Arten mit, und vor allem vergiß mir nicht die maiden blush, meine Lieblingsrose, Du weißt ja, fast alle Stämme sind verloren, also maiden blush, vergiß es nicht.“

Ich versprach die Besorgung gern und fuhr davon. Noch vor Brüssel bog ich ab, um nach Gembloux zu kommen, der reizenden kleinen Stadt, in der das ehemalige berühmte Kloster für das Landesgestüt benutzt wird.

Dort in Gembloux werden die beliebten Percherons gezüchtet, und wie ich unterwegs hörte, auch die herrlichsten Rosen gezogen. Hoffentlich war das Glück mir günstig und die Passionen des Vaters und des Sohnes konnten gleichmäßig befriedigt werden.

Vorsichtig hatte ich an ein Hotel in Gembloux telegraphiert, und konnte ruhig den Verlauf der Dinge abwarten, als auf der letzten Station vor G. eine große Anzahl von Herren den Zug bestiegen. — Auch das Coupé, in dem ich mich befand, war bald übervoll von lebhaften, meist französisch redenden Leuten, die unter einander bekannt waren. Sie führten fast sämtlich verhüllte Gegenstände bei sich, aus deren loser Verpackung sich bald ein eigentümlicher Blumenduft entwickelte.

Kurz vor Gembloux verwandelte sich die Physiognomie meiner Mitreisenden. Die heiteren Gespräche hörten auf, um hier und da abgebrochenen Empfindungsworten Luft zu machen, neue schwarze Handschuhe wurden feierlich angezogen, die verhüllten Pakete liebevoll zur Hand genommen.

Der Zug hielt und fast sämtliche Reisende, die den Coupés entstiegen, sammelten sich schnell auf einem Platze und schritten, von einem gallonierten Diener, offenbar einem Abgesandten des Hotels, geführt, den haltenden Wagen entgegen, die sie in die Stadt befördern sollten. Auch ich wendete mich an den mit weißen Tressen geschmückten und nannte ihm mein Hotel.

„Hier,“ sagte er mit einladender Handbewegung, deutete auf einen Wagen, den letzten in der Reihe.

Drei Herren waren bereits eingestiegen, die vermutlich auch daselbst Quartier bestellt hatten, ich schwang mich behende hinein, der Schlag fiel zu, wir sausten davon.

Einsam, still, menschenleer wars in den sauberen Straßen, die Geschäfte geschlossen.

„Wie am Sonntag,“ bemerkte ich zu meinem Gefährten.

„Natürlich, mein Herr, es ist heute ein großes Fest.“

Aha, dachte ich, gewiß ein Namenstag irgend eines Heiligen. Meine Unwissenheit wollte ich nicht verraten.

„Ja, es ist wahr,“ sagte ich, zog dann auch meine Augenbrauen in die Höhe. — Da kam Stockung in den Zug, die ersten Wagen hielten schon, wir waren an Ort und Stelle. Ich bemühte mich, ein größeres Gebäude, einem Gasthaus ähnlich, zu entdecken. Vergeblich! Wir rückten allmählich vor, das Haus schien überfüllt zu werden — was mochte nur all die Leute nach dem kleinen Städtchen gelockt haben . . . ob die am Ende sämtlich Percherons kaufen wollten? O weh, da würde der Preis wohl gewaltig in die Höhe gehen, gar zu viele schöne Exemplare sind am Ende gar nicht vorrätig . . . ich beschloß, noch am selben Tage das Feld zu rekognoszieren.

Ein Diener in dunkler Tracht stand ehrerbietig am Wagen.

Die Thür zum Hause war offen, es drängten sich viele hinein, ich folgte mit meinen Gefährten, es machte aber so gar nicht den Eindruck eines Hotels, daß ich mich wieder nach dem Ausgange umschaute, in diesem Augenblick wurden die Pforten geschlossen, ich mußte — eingekeilt — vorwärts schreiten. Wir traten in einen großen, erleuchteten Saal. Altertümliche Kronen, mit brennenden Kerzen bedeckt, hingen vom reich mit Stuck geschmückten Plafond herab. An den Wänden, die mit seltsam düsteren Stoffen verhängt waren, prangten ähnliche Leuchter.

Hohe Blattpflanzen, Lorbeerbäume, Orangenstämme bildeten an der Breitseite eine dichte, grüne Mauer, erst beim Nähertreten sah ich zu meinem grenzenlosen Erstaunen, daß dieselbe fast gänzlich den unerwarteten Anblick eines Katafalkes verdeckte, der auf niedrigem, teppichbedecktem, florverhangenem Aufbau stand.

Die vor mir Gekommenen hatten sich dem Sarge genähert. Mit religiösen Zeichen und dem Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht wurden die nun enthüllten Blumenspenden niedergelegt, eben erschien der Priester im Ornat mit dienstthuenden Knaben, die Ceremonie begann.

Da war ich denn ohne Wissen und Willen in eine mir gänzlich fremde Trauergesellschaft geraten, ganz ahnungslos natürlich, wem die feierliche Handlung galt. — Dem ungewohnten Dialekte des Geistlichen konnte ich auch nicht ganz folgen, ich entnahm aber doch der langen Rede, daß wir einem zweiundneunzig Jahre alt gewordenen Fräulein die letzte Ehre gaben, welches in ihrem, gleich nach dem Tode eröffneten Testamente alle männlichen Verwandten zur Bestattung und zu gleichzeitigem Empfang eines Erbteils eingeladen hatte.

Anscheinend aufrichtige Trauer konnte ich beim Beobachten der Leidtragenden nur bei zwei schwarz gekleideten Frauen entdecken. Die eine war ältlich, mit ergrautem Haar und strengem Gesicht, offenbar eine vertraute Dienerin, die andere war ein junges, schlankes, bleiches Mädchen mit einem feinen Gesichtchen, an das sich das hellbraune, glänzende Haar glatt anschloß.

Sie hielt weiße, matt rosa angehauchte Rosen in den Händen. Aehnliche Blüten lagen in Kranzform auf dem Sarge.

Nur selten hob das Mädchen die Augen, hin und wieder sog ein feines Tuch die schweren Tropfen auf, die die Wangen herabrieselten. — Zum stürzenden Bächlein sammelten sich aber die Thränen, als der Prediger die Herzensgüte lobte, mit welcher die edle Verstorbene sich der armen Waise, der verlassenen Claire angenommen, wie sie dieselbe gepflegt und erzogen und ihr noch über das Grab hinaus sorgende Liebe erwiesen habe.

Die arme Claire hatte das feine Köpfchen tief gesenkt, der Körper bebte in heftiger Erregung.

Aller Blicke wendeten sich dem weinenden Mädchen zu, kalte, teilnahmslose, neidische Blicke, denen man die Furcht ansah, daß die Erbteilsrationen geschmälert werden könnten.

Die Ceremonie ging zu Ende, der Sarg wurde auf den Wagen gehoben, die Trauergesellschaft schlug den Weg nach dem Kirchhofe ein. — Ich war einer der letzten im Saale.

Dies war eine ganz unmotivierte Thatsache, aber es schien sich niemand darüber zu wundern, nicht einmal das schöne Mädchen, die arme Claire, welche von den kleinen, nach Landessitte vergitterten Fenstern aus dem Trauerzuge nachsah.

Zwei alte Diener und die Frau im Trauerkleide halfen die letzten Spuren der Feierlichkeit beseitigen, rückten die Bäume bei Seite, löschten die Lichter, sammelten einzelne vergessene Blumen.

Eine herrliche Rosenblüte lag auf der Erde. Ich erkannte sie als eine maiden blush und bückte mich, um sie aufzuheben, in dem unklaren Gefühl, eine Erinnerung an diese Stunde mitnehmen zu wollen. Ich wollte mich eben geräuschlos zurückziehen, als Claire sich plötzlich umwandte und unsere Blicke sich trafen.

Ich verneigte mich tief, sprach einige Worte vom Zufall, Irrtum, bat um Entschuldigung.

Sie bezog es wohl auf die Rose, die ich hielt, und sagte sanft, im reinsten, wohlklingenden Deutsch: „Sie wußten gewiß, daß es des lieben Fräuleins Lieblingsblume war.“

„Findet man sie in Gembloux häufig?“ fragte ich. Des guten Vaters Passion fiel mir natürlich ein.

„O ja,“ erwiderte sie, „bitte, kommen Sie, mein Herr, ich will Ihnen die Pfleglinge der Teuren zeigen . . . aber Sie wollen gewiß nach dem Friedhof.“

Ich erklärte ihr in wenigen Worten, wie eigentümlich ich in die mir fremde Trauergesellschaft geraten und wie ich den Rückzug nicht mehr zur Zeit bewerkstelligen konnte.

Ein leises Lächeln umspielte den lieblichen Mund. „Ich war ebenso fremd in dem großen Kreise,“ versicherte sie, „wir lebten so einsam.“ — Dann hob sie das schleppende Trauergewand und führte mich durch einen wohlgepflegten Garten in ein Glashaus, das von Rosen der köstlichsten Arten angefüllt war.

Prachtexemplare in allen Farben blühten und dufteten unter den Scheiben, auf welche die Frühlingssonne hell und warm schien.

Claire, die mir voranschritt, bog mit der kleinen Hand die schweren Blütenzweige zurück.

Ich folgte ihr, da standen wir plötzlich in einem kleinen Wald von dunklen Rosensträuchern, aus denen die vollen Büsche der weißen, rötlich angehauchten Blumen herausleuchteten, in nie gesehener Pracht und bezaubernder Fülle.

„Maiden blush,“ sagte ich entzückt und bog einen Blütenzweig herab, süßer Duft umfing mich.

„Pflücken Sie sich doch, Monsieur,“ sagte das Mädchen freundlich. Sie stand unter den Blüten, selbst eine herrliche Rose, blaß, nur eben rosig angehaucht, selbst eine wundervolle maiden blush.

Ich schüttelte den Kopf. Mir war ganz seltsam zu Mute, wie in einem Märchen, wie in einem Traum. Es überkam mich einer Phantasie gleich. Ich dachte an den Wunsch des Vaters, an das alte, liebe Haus daheim, an das behagliche Wohnzimmer mit dem Erker. Der Platz am Blumenfenster dort war aber nicht mehr vereinsamt, eine junge schlanke Gestalt lehnte in dem Stuhl, ein süßes Gesichtchen lachte uns entgegen . . . plötzlich klopfte mein Herz ganz gewaltig da unter der bewußten Brieftasche. . . . ich ward ganz verlegen, ich fühlte, ich mußte etwas sagen, einen Dank nochmals eine Entschuldigung . . . ein Abschiedswort . . .

Ich atmete schwer.

„Jetzt muß ich Sie verlassen, mein Fräulein,“ sprach ich endlich, „heute will ich Sie in der großen Trauer nicht stören, an wen dürfte ich mich wohl später wenden, ich möchte so gern einige von diesen Rosen zur Kultur haben . . . mein Vater liebt sie so sehr.“

„Die Rosen, das ganze kleine Reich gehört mir.“

Als sie es sagte, stürzten die Thränen aufs neue.

„Die liebe Teure, mit der zusammen ich es gepflegt, hat es mir im Testament zugesprochen. Also bitte, nehmen Sie, was Sie wollen.“

Nehmen Sie, was Sie wollen. Ich ließ es mir nicht zweimal sagen. Ich that es, ohne Widerstreben, wenn auch erst einige Zeit später, nachdem ich sicher sein durfte, daß die schönste Blüte, nach der ich meine Hand ausstrecken wollte, um sie zu pflücken und sie lebenslang an meiner Brust zu bergen, sich mir willig erschließen würde.

Da ward der einsame Garten mit dem Rosenhaus in Gembloux zum Paradiese für mich, und wenn auch die alte Annette verwundert mit dem Kopfe schüttelte, zum Engel mit dem flammenden Schwert ward sie doch nicht und unser junges Glück hat sie uns gegönnt und treu behütet.

An die Percherons dachte ich nicht mehr.

Der Brieftasche mit den großen Scheinen, die ich zu ihrem Ankauf verwenden wollte, hatte ich einen anderen Platz gegeben, das Herz klopfte darunter jetzt gar zu stürmisch, anfangs hörte ich aus dem Pochen nur immer: „Nimm sie, nimm sie,“ später, als ich der Mahnung gehorsam gefolgt war, horchte ich nicht mehr auf diese wunderbare Herzenssprache, sondern wir beide hatten uns so viel zu erzählen, daß wirklich nichts anderes zu Worte kommen konnte.

Percherons! Was kümmerten mich jetzt meine alten Passionen, wo ich von einer gewaltigen Leidenschaft einer heißen Liebe erfüllt war. Dem Vater schrieb ich: „Sei nicht ungeduldig, wenn ich länger fortbleibe.“ Habe alles hier gefunden, was ich suchte, und noch viel mehr. Ich schicke Dir einige herrliche Rosenbäume, wunderschöne maiden blush dabei, aber ein ganz besonderes Prachtexemplar bringe ich Dir selbst mit. In dessen Pflege wollen wir uns aber beide teilen.“

Er war sehr zufrieden und freute sich darauf.

* * *

Und nun sitzt sie wirklich im Erker, die süße Claire, meine geliebte junge Frau, mit der ich eben von der Hochzeitsreise zurückgekehrt bin, sitzt an dem lieben Platz, der so lange verlassen blieb, und an dem ich sie in der ersten Stunde, als wir uns sahen, in Gedanken erblickte. — Vor ihr steht im Glase ein Strauß jener zarten Rose, die uns zusammengeführt.

Die Fee Waldeinsamkeit.

Der Jenaer Tierarzt Julius Schwabe schildert in seinen „Harmlosen Geschichten“ (Erinnerungen eines alten Weimareners) ein gar anmutiges, idyllisches Erlebnis, das ihm aus den längst vergangenen Tagen seiner Jugend immer im Gedächtnis geblieben ist. Als Knabe, wenn die schöne Zeit der Ferien gekommen war, weilte er wiederholt im Hause seines Oheims, des Superintendenten Schmidt in Ilmenau. Einst, an einem schönen Spätsommertage, erzählt der feinsinnige Verfasser mit stillem poetischen Reize, erhielten wir sechs Knaben vom Onkel die Erlaubnis, einige Stunden in den Wald zu gehen, mit der Weisung, pünktlich um sieben Uhr zum Abendessen wieder zu Haus zu sein. Wir stürmten hinaus, im Walde angekommen, beschlossen wir, „Räuber“ zu spielen. Durch das Los teilten wir uns in Räuber, Gendarmen und den zu beraubenden Wanderer. Ich war einer der beiden Räuber, hatte bereits die Ermordung des unglücklichen Wandersmanns auf dem Gewissen, und wurde von den drei Gendarmen eifrig verfolgt. In wilder Flucht — es galt ja mein Leben — rannte ich durch den Wald, und ohne es zu bemerken, überschritt ich die vorher verabredete Grenze des Spielbezirks, die durch einen uns bekannten Fußpfad bezeichnet war. Ich lief weiter und weiter, und plötzlich öffnete sich vor mir eine kleine Lichtung, so groß wie ein mäßiger Tanzsaal. Von dunkeln Fichten rings umschlossen und von ihnen nur durch einen schmalen, smaragdgrünen Rasenrand geschieden, lag vor mir ein kleiner Weiher, so klar, daß man die auf seinem Grunde wachsenden Wasserpflanzen deutlich sah. Das lärmende Geschrei der mich verfolgenden Gendarmen war nicht mehr hörbar, tiefe Waldesstille umgab mich. An einem kühlen Rinnsal, das aus der Spalte eines bemoosten Felsblockes sich leise murmelnd in den Weiher ergoß, erfrischte ich meine brennenden Lippen und warf mich dann, um auszuruhen, neben dem Quell auf den von weichem Moos durchwachsenen Rasen. Ich sah und hörte dem um mich sich regenden heimlichen Leben zu. Vor mir schwankten schlanke Wasserlilien auf und nieder, über sie hin schwirrten in unhörbarem Fluge zwei stahlblaue Libellen. Fernher tönte von Zeit zu Zeit die kurze melodische Strophe der Drossel. Die Sonne, die sich schon hinter den Fichten verborgen hatte, sandte bisweilen durch die dunklen Zweige einen Strahl, der flüchtig über die kleine Wasserfläche hinschwebte, um rasch wieder zu verschwinden. Ein sanftes Träumen nahm meine Gedanken gefangen, der Zauber der Waldeinsamkeit umstrickte mich immer fester. Plötzlich klopfte ganz in der Nähe ein Specht mit seinem Schnabel an einen Fichtenstamm und rief: „Aufgepaßt!“ Und die Drossel ließ ihren Ruf erschallen: „Hört ihr? Sie kommt!“ Zwei Meisen mit kohlschwarzen Köpfchen flogen aus dem Dickicht hervor, setzten sich auf die höchsten Zweige einer Tanne, und die eine sagte zur andern: „Siehst Du sie?“ Und nun erklang, erst von fernher, dann immer näher, eine unbeschreiblich schöne Musik, wie Läuten von hundert großen und kleinen Glocken. Die zauberischen Töne hallten auf wunderbare Weise durch den Wald, jeder Baum schien mitzuklingen, und ich wagte kaum zu atmen, als das Klingen und Läuten jetzt ganz in meiner Nähe war und sich nur langsam wieder entfernte, bis die Akkorde nur noch wie aus weiter Ferne zu mir klangen. — War das nicht die Fee Waldeinsamkeit, die soeben ihren Durchzug durch den Wald gehalten hatte? Die Dämmerung breitete sich über den Wald aus, ich raffte mich aus meiner traumhaften Entzückung empor und eilte in derselben Richtung, in der ich gekommen war, dem Ausgange des Waldes zu. Als ich nach Hause kam, fand ich im Eßzimmer die Familie noch beisammen, aber die Abendmahlzeit war bereits seit einer halben Stunde vorüber, und ernsten Blicks fragte der Onkel nach dem Grunde meines Ausbleibens, das bereits Besorgnis erregt hatte. Ich erzählte mein Abenteuer im Walde, und lächelnd erteilte er mir Verzeihung, zu deren Bestätigung ich ein mächtiges, köstlich mundendes Butterbrot von der Tante erhielt. Während ich schmauste, erklärte mir der Onkel die Entstehung der wunderbaren Musik, die ich gehört hatte. Sie rühre, sagte er mir, von den wohlgestimmten Glocken der heimkehrenden Rinderherden her. Das Läuten dieser Glocken im Walde, wo jeder Fichtenstamm einen Resonnanzboden bilde, ergebe eine so schöne Musik, daß schon manches empfindsame Gemüt tief davon ergriffen worden sei. — Die Fee Waldeinsamkeit ist ein Stimmungsbild, das der dichterischen Besingung eines Burns oder Heine würdig wäre.

E. Dörffel.

Unsere Bilder.

Gut getroffen. Der Maler Reinhard ist ein gerne gesehener Gast im steierischen Dorfe Oberbaumkirch, denn er weiß allerhand lustige Geschichten zu erzählen und scherzt mit den Bauern, die im Hirschenwirtshaus einzukehren pflegen, oft bis nach Mitternacht. Sein Skizzenbuch enthält eine prächtige Ausbeute jener charakteristischen, stolzen Bauerngesichter, wie sie nur in den Alpengegenden vor unsere Augen treten. Aber auch manch prächtiges Dirndl hat sein Stift im Skizzenbuch festgehalten, jene derben Schönheiten, wie wir sie auf den Gemälden Meister Defreggers erblicken. Heute besichtigt der Hirschenwirt, ihm zur Seite seine Tochter, die Rosel, dessen Jüngster, der Seppl, und der Joager-Franzl, der schon lange ein Auge auf die schöne Wirtstochter geworfen hat, das Skizzenbuch. Wie prächtig sind sie alle getroffen: der Brennerbauer, die dicke Matrei von der Hoflenalpe, der Enzianhändler aus der Gotthardsbaude und der gemütliche Hirschenwirt mit seinem feuchtfröhlichen Gesicht. Das nächste Blatt bringt eine große Ueberraschung und zwar das holde Wirtstöchterlein selbst, und zwar, wie ihr Vater freudig ausruft: „Wie sie leibt und lebt! Errötend blickt das Mädchen bald auf das Bild, bald auf den jungen Maler, der es geschaffen hat. Der Hirschenwirt lacht herzlich, als er seinen Liebling so wohlgetroffen erblickt; verwundert betrachtet der Jüngste das Bild seiner Schwester und kann es nicht begreifen, daß Menschenhände so etwas fertig bringen können; überglücklich lächelt der Joager-Franzl und denkt dabei, daß das Original in kurzer Zeit seine Frau werden wird. St.

Die neue russische Kirche in Karlsbad. Karlsbad hat in der im vorigen Jahre geweihten Peter-Pauls-Kirche nicht nur das bisher mangelnde wahrhaft würdige Gotteshaus für die zahlreichen, der russisch-orthodoxen Kirche angehörenden Kurgäste erhalten, die alljährlich die heilspendenden Quellen der Teplstadt aufsuchen, sondern auch ein Gebäude, das dem ganzen Weltbadeort zur Zierde gereicht. Bereits vor vier Jahrzehnten war hier die Errichtung

einer russischen Kirche ins Auge gefaßt worden. Im Jahre 1866 wurde denn auch das „Haus Washington" in der Marienbader Straße angekauft und durch den Petersburger Architekten Mayblum zu einem Bethaus umgebaut, dessen Räume sich indes schon in kurzer Zeit als wenig zureichend erwiesen. Zwar kam die Stadtgemeinde der Erwerbung eines passenden Bauplatzes in der obern Parkstraße in hohem Grad entgegen, dennoch bedurfte es mehrerer Jahre, um die Baukosten zusammenzubringen, zu denen die Mehrzahl aller jener Russen opferwillig beitrug, die zu Karlsbad Heilung gesucht und gefunden hatten. Auch das russische Domänenministerium spendete 5000 Gulden zu dem Werk, dessen Baufond zudem vom Prokurator des Heiligen Synod Pobjedonoszew eine Zuwendung von 3000 Rubel erhielt. Am 11. Juli 1893 erfolgte die Grundsteinlegung. Der von dem Architekten Wiedermann aus Franzensbad im russisch-kirchlichen Stil des 18. Jahrhunderts entworfene Bau konnte nunmehr so gefördert werden, daß er am 9. Juni die feierliche Weihe empfing. Die den beiden Apostelfürsten gewidmete Kirche erhebt sich auf einer Terrasse über der obern Biegung der Parkstraße, von der Stufen zum Hauptportal des Gotteshauses hinaufführen. Der Bau wird von einer nach unten zwiebelartig ausgebauchten Hauptkuppel, sowie vier um diese gruppierten kleinen Kuppeln und links im Hintergrund von einem spitzen Turmhelm überragt. Die Außenwandung zeigt auf Goldgrund die Bildnisse des Gekreuzigten und der Glaubenszeugen, an die das neuerrichtete Gotteshaus gemahnt; die Skulpturen des Innern sind aus der Hand des Bildhauers Watzek aus Fischern hervorgegangen. Der Zar bezeigte sein Interesse für die Karlsbader russische Kirche nicht nur dadurch, daß er sich durch den Sekretär der russischen Botschaft in Wien, v. Nelidow, bei der Einweihung vertreten ließ, sondern auch durch Ordensverleihungen an die Meister und Förderer des Baus, der unter den Gotteshäusern Karlsbads eine hervorragende Stelle einnimmt.

Graf Franz von Thun-Hohenstein, der neue österreichische Ministerpräsident. Franz Anton Graf von Thun und Hohenstein, der neuernannte österreichische Ministerpräsident, ist am 2. September 1847 als ältester Sohn des Grafen Friedrich Thun geboren, der 1850 bis 1852 Präsident des Deutschen Bundestages in Frankfurt a. M. und später Gesandter in Berlin, darauf in Petersburg war. Ursprünglich für die militärische Laufbahn bestimmt, diente Graf Franz Thun bei den Dragonern, trat jedoch 1877 als Oberlieutenant aus, um sich der Politik zuzuwenden. Im Jahre 1879 wurde er von dem feudalen Großgrundbesitz in den Reichsrat und später in den Landtag entsendet. In einer Rede, die er dort 1888 hielt, stellte er sich entschieden auf den Boden des böhmischen Staatsrechts, und ein Jahr darauf wurde er zum Statthalter in Böhmen ernannt, in welcher Stellung er bis 1896 verblieb. Von den Czechen zunächst freudig begrüßt, geriet er dann mit der jungczechischen Partei in ernste Konflikte und sah sich genötigt, den Ausnahmezustand über Prag zu verhängen. Als bei den Landtagswahlen von 1895 die Jungczechen die Majorität erlangten, erkannte er seine Stellung als unhaltbar und nahm bald darauf seinen Abschied. Schon unmittelbar nach dem Rücktritt des Grafen Badeni wurde er als dessen Nachfolger genannt, und seither tauchte sein Name wiederholt als der des künftigen Ministerpräsidenten auf. Seit Mai 1874 ist Graf Franz Thun mit der Prinzessin Anna Maria zu Schwarzenberg vermählt.



Graf Franz von Thun-Hohenstein,
der neue österreichische Ministerpräsident. (Mit Text.)



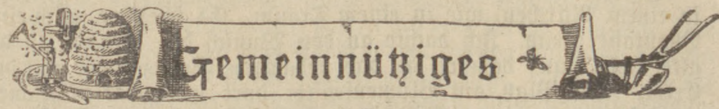
Kolonial. Lieutenant: „Gnädiges Fräulein, dürfte ich vielleicht auf der Insel Ihres Herzens meine Flagge aufhissen?" — Fräulein: „Ich danke, dieselbe steht bereits unter dem Protektorat meines Cousins."

Natürlich. „Was sehe ich, Sie vertreten Ihre Frau beim Kochen?" — „Was soll ich denn thun? Meine Frau hält heute im Hausfrauenverein einen Vortrag über die Pflichten des Weibes."

Verschnappt. Die Klugheit der Hunde bildete, wie so oft, den Unterhaltungsstoff am Stammtische. „Man sollte es nicht glauben," sagte A., „es giebt Hunde, welche in der That klüger sind, als ihre Herren!" — „Ganz recht, versetzte B., „und derartige Beispiele kommen nicht selten vor. Ich kann Sie versichern, daß ich selbst einen solchen Hund besitze."

Der älteste Baum der Erde soll der Bo-Baum in der heiligen Stadt Amacapura in Birma sein. Derselbe ist angeblich im Jahre 288 v. Christo gepflanzt worden, also 2183 Jahre alt. Es werden Dokumente aufbewahrt, welche dieses hohe Alter beglaubigen sollen. Die Legende erzählt ferner, dieser Bo-Baum sei ein Ableger des Feigenbaumes, unter welchem Buddha in Urumelya ruhte. K.

Ein rührendes Beispiel der Hundetreue wird von einem Wachtelhündchen berichtet, welches von niemand bemerkt, Maria Stuart auf ihrem Gange zum Blutgerüste begleitet und sich dann, als das Urteil vollstreckt war, an deren Busen gebettet hatte. Später geriet es zwischen den Rumpf und das abgeschlagene Haupt seiner Herrin, und so kam es, daß sich, als der Großmarschall Graf Talbot-Shrewsbury das grüne Tuch auseinanderschlug, in welches die entseelte Hülle gewickelt worden war, der Körper der Gerichteten zu regen schien. Panischer Schrecken erfaßte alle, die dies sahen, einer fiel in Ohnmacht, die anderen flohen. Nur ein Offizier Namens Kent hatte den Mut, ein Licht zu ergreifen und nach des Rätsels Lösung zu forschen. Wütend fuhr ihn das Hündchen an, er zog sein Schwert, um es zu töten, allein da regte sich die Menschlichkeit in ihm und er begnügte sich damit, das Tier von dem Leichnam zu entfernen. Von da wimmerte es, wie die Chronik von Schloß Fotheringhay, wo Maria Stuart bekanntlich am 8. Februar 1587 ihr Leben verhauchte, berichtet, leise und starb, Speise und Trank verschmähend, schon nach drei Tagen. St.



Ameisen von Obstbäumen abzuhalten, giebt es nichts besseres, als einen aus Ofenruß und Leinöl bereiteten Brei, welchen man ganz dünn ringförmig an den Stamm streicht. Dies Hindernis wird von keiner Ameise überschritten.

Wasserfester Leim. Man übergießt gewöhnlichen guten Leim mit Wasser und läßt ihn eine Zeitlang ziehen, doch nicht so lange, daß er in einen gallertartigen Zustand übergehe. Dann gießt man Leinöl über denselben, bringt ihn über langsames Feuer und läßt ihn darüber, bis er vollkommen aufgelöst ist, worauf man ihn in Gebrauch nehmen kann. Dieser Leim wird nach dem Trocknen außerordentlich hart und widersteht jedem Einfluß von Feuchtigkeit.

Die Ursachen der Spitzendürre an den Obstbäumen sind der plötzlich heftigen Saftbewegung und der bald darauf ebenso energischen Saftstockung zuzuschreiben. Ein Baum, der beispielsweise auf flachgründigem Boden gepflanzt ist, kann mit seinen Wurzeln nicht in den Untergrund dringen, weil eine starke Thonschicht, ein harter Felsen, Kies oder ähnlicher Untergrund den Durchgang verwehrt. Ein solcher Baum wird im Frühjahr, wo hinreichend Feuchtigkeit im Boden vorhanden ist, ganz regelmäßig treiben, doch wenn sich ein trockener Sommer einstellt, kann die dünne Erdkrume das Wasser nicht lange halten und da mit der Feuchtigkeit, beziehungsweise dem Wasser die Nahrung für den Baum versiegt, so muß er aufhören zu wachsen. Bei später eintretenden Regengüssen giebt es wieder für den Baum Nahrung in Menge: er hat aber bereits den Trieb geschlossen und kann jetzt Nahrung und Wasser nicht mehr recht verwerten. Seine schon halb verholzten Triebe quellen wohl auf, gehen aber zu wasserreich in den Winter, und der erste stärkere Frost vernichtet sie. Ganz ähnlich ergeht es den Zweigspitzen, welche auf Bäumen wachsen, die in sehr nassem Boden stehen. Die Lebenskraft solcher Bäume ist im Frühjahr gewöhnlich nicht so groß; sie kränkeln während dieser Zeit, treiben anfangs gelbliche Blätter und kommen erst spät im Sommer, wenn der Boden trockener und wärmer geworden ist, in den richtigen Trieb, und der Baum treibt bis in den Herbst hinein. Im Winter kommen dann starke Fröste, und das grüne, unausgereifte Holz erfriert. Das ist im allgemeinen die Ursache der abgestorbenen Jahrestriebe bei Bäumen. Das Verdorren der Zweige ist jedoch nicht immer auf schlechte Eigenschaft des Bodens zurückzuführen; der alte Fehler bei Pflanzung der Obstbäume, nämlich das zu tiefe Setzen derselben, trägt oft auch die Schuld. Hierbei kann man sich jedoch leicht dadurch helfen, daß man den Stamm und das Wurzelwerk derselben von dem Drucke der Erde durch Wegschaufeln derselben befreit. Bäume dagegen, die auf steinigem Boden stehen, können nur durch Rigolen gerettet werden.

Arithmogriph.

4 11 7 3 9 15. Ein franz. Komponist.
3 8 12 3 2 14 3. Weiblicher Vorname.
7 10 2 13 10 2. Eine Weltstadt.
12 10 5 7 11 1. Eine Stadt am Harz.
10 5 16 3 2 13 3. Eine Stadt in Belgien.
7 14 9 7 11 2 13. Russische Ostseeprovinz.
11 7 12 14 3 1. Stadt in Nordafrika.
2 3 7 8 5 6 10. Person a. d. Afrikanerin.
13 1 3 5 13 3 2. Deutsche Haupt- u. Residenzstadt.

Sind die Wörter richtig gefunden, so bezeichnen die Anfangsbuchstaben von oben nach unten, die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, zwei deutsche Inseln.

Paul Klein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Logogriphs: Belt, Welt, Zelt;
des Homonyms: Horn.

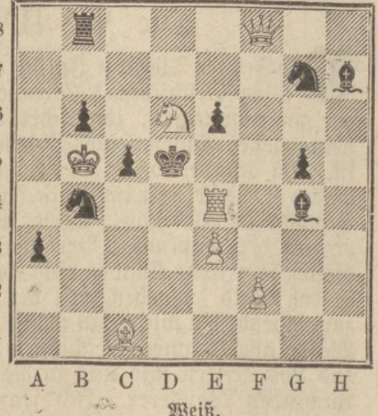
Schachlösungen:

Nr. 176. S b 1—c 4 S h 4—f 3
L e 2—f 1 etc.
Nr. 177. L b 4—a 5 † T b 8—b 6
d 2—d 3 etc.

Problem Nr. 178.

Von A. Waiß.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt in 4 Zügen Matt

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.